

Frau Prof. Dr. Schenz, Sie sind eine ausgesprochene Inklusions-Befürworterin. Welches Zeugnis stellen Sie der Inklusion in Bayern derzeit aus?

Christina Schenz: Die Bilanz fällt gemischt aus. Einerseits sehe ich in der Bildungslandschaft durchaus sehr große Bemühungen von Lehrkräften und vom Kultusministerium die Einsicht, dass Inklusion nicht nur Recht ist, sondern auch rechtens. Auf der anderen Seite geht es mir zu zögerlich, zu halbherzig. Das hat hauptsächlich mit den Strukturen zu tun, in denen man versucht Inklusion umzusetzen.

Was gefällt Ihnen nicht?

Schenz: Inklusion wird mir momentan zu sehr als ausschließliches Behindertenthema gesehen. Ich verstehe unter Inklusion nicht nur die Integration von Behinderten. Inklusion heißt: Alle Menschen müssen teilhaben können an Bildungschancen. Behinderte ebenso wie Hochbegabte. Man darf niemanden aus dem Blick verlieren. Das hat zur Folge, dass man nicht nur schaut, wie kriegt man behinderte Menschen in Schulen hinein, sondern wie kann man Unterricht gestalten, der möglichst allen Kindern gerecht wird. Inklusion ist ab diesem Moment kein Behindertenthema mehr, sondern ein Thema das generell fragt, wie kann ich Unterricht gestalten, dass der Hochbegabte genauso viel von ihm hat, wie ein geistig Behinderter oder ein Migrant. Genauso viel heißt jedoch nicht allen das Gleiche, sondern jedem das Seine.

Die aktuelle Inklusionsdebatte geht Ihnen also nicht weit genug?

Schenz: Das Problem ist, dass Inklusion nur auf behinderte Schüler ausgerichtet wird. Dass – häufig ohne genau zwischen den Behinderungen zu differenzieren – geschaut wird, wie integriere ich diese „Besonderen“ in die Gruppe der „Normalen“. Mit der bloßen Zusammenführung der unterschiedlichen Kinder in einer Klasse ist das Problem aber nicht gelöst. Es ist deshalb nicht ausreichend, wenn man – vereinfacht gesagt – nur Rollstuhlrampen baut, damit Kinder in die Schulen kommen, sondern diese Inklusionsdebatte die im Moment geführt wird, gäbe uns auch die Chance, die Schule

nicht nur für Behinderte besser zu machen, sondern für alle Kinder. Wenn man endlich überlegt, wie muss sich Schule ändern, dass sie allen genügt.

Und, wie müsste sie sich ändern?

Schenz: Eltern, Lehrkräfte und das Kultusministerium müssten die Inklusionsdebatte als ganz große Chance erkennen, den Unterricht so zu verändern, dass nicht alle zur gleichen Zeit das gleiche Ziel mit gleichen Inhalten vollbringen müssen. Das führt in der Regel zu individualisierendem Unterricht.

Und zum Abschied vom Leistungsgedanken.

Schenz: Der Leistungsgedanke steckt in einer individualisierenden Schulform viel eher. Wenn ich Kinder individualisiere, dann schaue ich, was können sie maximal leisten. Wenn es ein Kind im segregativen System nicht schafft, bis zur vierten Klasse seine Begabungen zu zeigen, landet es auf der Mittelschule und wird häufig nicht mehr begabungsgerecht gefördert. Die Kinder dürfen ihre Leistungen zeigen, aber ihre Potenziale nicht mehr entfalten. Und das finde ich ungerecht.

Inklusionskritiker sehen in diesem Ansatz den ersten Schritt in Richtung Gesamtschule. Stichwort: Gleichmacherei.

Schenz: Dagegen verwehre ich mich. Der Kerngedanke von Inklusion, die Individualisierung, ist genau das Gegenteil von Gleichmacherei. Kernanliegen sollte sein, Kinder in ihrer Individualität zu unterstützen, damit sie aus ihren Möglichkeiten das Beste herausholen. Es wird nicht so sein, dass ein geistig behindertes Kind später Nobelpreisträger wird, aber darum geht es überhaupt nicht.

Also keine Gesamtschule?

Schenz: Eine Gesamtschule wäre sicher das einfachste. Aber im Prinzip könnte man auch im bestehenden System individualisieren. Man sollte allerdings später segregieren, wenn sich die Begabungen und Potenziale stabilisiert haben. Zum Beispiel in der 9. Klasse. Dann ist auch eine homogenere Beschulung sinnvoll. Vorher macht das entwicklungspsychologisch überhaupt keinen Sinn. Und das weiß man schon seit 30 Jahren aus Studien.

Was halten Sie vom Schulprofil Inklusion, das an bayerischen Schulen ausgebaut wird?

Schenz: Da muss man genau hinschauen. Momentan versteht man darunter an vielen Schulen nur Integration, behinderte Kinder also in Regelschulklassen aufgenommen werden. Das ist ein Interpretationsmanöver. Was ich darüber hinaus bemängle ist, dass diese inklusiven Klassen teilweise nur kooperieren oder Partnerklassen sind. Hier lernen die Kinder nicht zusammenzuarbeiten, sondern nur zeitweise in einem Klassenraum zusammensitzen. Das bringt aber nichts, weder dem einzelnen Kind noch der Gesamtgruppe.

Ist die Idee also ein Flop?

Schenz: Die Idee ist kein Flop, die Umsetzung aber nicht optimal. Offiziell haben in Bayern 86 Schulen mit diesem Profil, aber wenn man genauer hinschaut, wird das sehr unterschiedlich ausgelegt und nicht immer das ausgeschöpft, was möglich wäre.

Was wäre möglich bzw. nötig?

Schenz: Es bedarf sicher der personellen Aufstockung bei den Lehrkräften, vor allem in der Umstrukturierungsphase. Die ist notwendig, aber nicht alles. Wir haben ja sehr gute Sonderpädagogen und Lehrer. Was man jetzt ermöglichen muss ist, dass diese Lehrkräfte lernen zusammen zu arbeiten, da hapert es nämlich noch.

Inwiefern?

Schenz: Ich nehme wahr, dass viele Lehrer Inklusion umsetzen wollen, aber nicht wissen, wie sie das im normalen Tagesgeschäft noch leisten sollen. Viele wurden darauf nicht vorbereitet und während des Schuljahres haben sie nicht die Zeit, das mal ebenso zu lernen. Ob die Zusammenarbeit zwischen Sonderpädagogen und Regelschullehrern, die strukturelle Vorbereitung der Lernumgebung oder die inhaltliche Differenzierung: Um diesen Umstrukturierungsprozess zu gestalten, braucht es Zeit, Geld und die Bereitschaft sich auf Neues einzulassen.

Gerade an der Kostenfrage scheiden sich die Geister. Was sagen Sie: Wieviel kostet's?

Schenz: Die Umstellung wird si-

cher nicht billig. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass wir fair rechnen müssen, denn wir können auch viel Geld sparen – gerade in Bayern. Durch die Schließung der Förderschulen würden Mittel freigesetzt werden, außerdem könnte man sich die Millionen von Euro, die jährlich privat für Nachhilfe ausgegeben werden, sparen. Auf Dauer gesehen ist Inklusion nicht teurer, sondern anders.

Sie würden also die Förderschulen schließen?

Schenz: Sie sollten zum Großteil aufgelöst werden, ja. Denn sie sind nicht mehr notwendig. Sonderschulpädagogen sollten ihre Expertise in einer Regelschule einbringen. Dazu müssen jedoch die Strukturen da sein. Ich bin aber kein Radikalinski. Für die wenigen Schüler, die wegen eines extrem hohen Therapiebedarfs tatsächlich nicht inkludierbar sind, braucht es Förderschulen – allerdings als ambulante Einrichtungen.

Wie lange würde der Umstrukturierungs-Prozess dauern?

Schenz: Wenn das Ministerium Lehrer und Schulen unterstützt, dann könnte es relativ schnell gehen. Dann sind die Umstrukturierungsprozesse in vier, fünf Jahren relativ weit fortgeschritten. Wenn man die Lehrer mit ihren Ängsten und Sorgen alleine lässt, dann wird das Ganze viel länger dauern, weil es zu Widerständen kommt. Wenn ich nicht weiß, wie Inklusion geht, und das, was ich ausprobieren nicht zum Erfolg führt, dann lasse ich es sein.

Wie setzen Sie das Thema Inklusion in der Lehrerausbildung an der Uni Passau um?

Schenz: Bei mir am Lehrstuhl sprechen wir ganz klar alle Chancen und Hindernisse der Inklusion an und diskutieren diese. Die Studenten werden mit Konzepten vertraut gemacht, beispielsweise für die Gestaltung individueller Lernumgebungen oder den jahrgangsübergreifenden Unterricht. Außerdem fahre ich mit den Studenten an gut funktionierende inklusive Schulen. Und meistens wenn sie zurückkommen sagen sie: „Das ist ja gar nicht so schwierig.“ Die Studenten verstehen dann sehr gut, dass Inklusion nicht nur etwas für Behinderte ist. Sie wissen, dass sie den Unterricht wie

sie ihn bisher erfahren haben, nicht mehr weiterführen können.

Nehmen die Studenten diese Erkenntnis auch mit in „die Mühlen des Systems“. Sprich: Ins Referendariat und den Schuldienst, wo der Druck ohnehin schon groß ist?

Schenz: Viele idealistische Vorstellungen werden sich sicher abschleifen und das ist auch gut so. Praxis funktioniert anders als Theorie. Andererseits werden sich viele neue Eindrücke bei den älteren Lehrkräften dadurch ergeben, dass diese sagen: „Stimmt, warum haben wir es nicht immer schon so gemacht.“ Ich kann nicht Neues erwarten, wenn ich Neues nicht zulasse. Es muss für Lehrkräfte der Anspruch sein, sich das anzusehen und sich dafür zu öffnen. Ich werde grantig, wenn ich manchmal höre, das sei nur Ideologie oder Schönrederei. Leute, die das sagen, haben sich entweder nicht in anderen Ländern umgesehen, wo es das schon länger erfolgreich gibt oder sie verharren auf Konzepten, die wissenschaftlich schon längst überholt sind – das halte ich Beides nicht für professionell und das schadet vor allem den Kindern.

Sie sind Österreicherin. Wie sieht es im Nachbarland mit der Inklusion aus?

Schenz: Was Inklusion angeht ist Österreich viel weiter als Deutschland. Dort gibt es viele Schulen, vor allem Grundschulen, die inklusiv arbeiten.

Wurde die Debatte dort ähnlich hart geführt wie bei uns?

Schenz: Genauso hart, aber kürzer. Da gab es einfach ein paar findige Schulleiter die gesagt haben, wir versuchen es jetzt einfach. Die Leute haben bei ähnlichen schulstrukturellen Voraussetzungen wie in Deutschland das System ausgereizt. Und das zählt sich jetzt aus. In den Köpfen ist Inklusion – nach meiner Wahrnehmung – viel selbstverständlicher verankert. In Bayern nehme ich viele Lehrkräfte ein bisschen vorsichtiger wahr. Mir tut es auch irgendetwas leid, wenn ich mit Studenten ins Ausland fahren muss, denn ich würde viel lieber bayerische Schulen herzeigen. Aber da gibt es bislang eben noch wenige, die den generellen Inklusions-Weg gehen. Trotzdem: Es ist hier alles da, man könnte anfangen.